

1 Einleitung

In den vorangegangenen Bänden der vorliegenden Buchreihe wurde der Ausgangspunkt vom psychoanalytischen Triebkonzept genommen. Dazu war es erforderlich zu klären, was unter einem (psychoanalytischen, wissenschaftlichen) Konzept verstanden werden soll. Als ein solches soll es dazu dienen, auf der Grundlage eines methodisch geleiteten Zugangs zur Welt der Erfahrung etwas von deren Phänomenen begreifbar zu machen. Das ist zunächst eine ganz allgemeine Definition, die in dieser Form für die Formulierung des Schwerkraftgesetzes genauso gilt wie für die Formulierung eines Konzeptes wie Verdrängung oder Übertragung. Ich stoße auf verschiedene Phänomene in der Welt (oder diese auf mich!), auch in der klinischen Psychoanalyse, und Konzepte sind sozusagen abstrakte Begriffe dafür, die das erhellen sollen, was ich beobachte: dass die Dinge zu Boden fallen, dass ein Patient sich an wichtige emotionale Dinge nicht erinnern kann usw. Konzepte sind so etwas wie die theoretischen Namen dafür, und dies auf der Grundlage eines Zugangs zur Erfahrungswelt, die man in ganz allgemeiner Weise als »Empirie« bezeichnen kann. Erst einmal meint Empirie daher also die Welt der Erfahrung, erst in einem spezifischeren und etwas engeren Sinn das, was meist unter »empirischer Forschung« verstanden wird. Für die Psychologie ist dabei von Bedeutung, dass auch die Welt der *inneren* Erfahrung einbegriffen wird: »Beobachtung« bedeutet hier dann nicht nur, visuell wahrzunehmen, dass irgendwelche Dinge zu Boden fallen, sondern kann auch eine innere Erfahrung meinen, etwa dahingehend, was für eine gefühlshafte Färbung damit einhergeht. Konzepte sind daher also keine Dinge in der Welt; wir finden sie dort nicht vor, wir sehen nicht die Schwerkraft, sondern wir führen das, was wir sehen, zurück auf das Wirken von etwas, das wir Schwerkraft nennen, d. h. es in dieser

Weise konzeptualisieren bzw. in diesem Fall auf eine Formel bringen. Das heißt nicht, dass wir die Schwerkraft als solche beobachten. Genauso wenig beobachten wir theoretische Konzepte der Psychoanalyse in der klinischen Situation. Wir beobachten nicht das Über-Ich oder die Verdrängung, sondern wir stoßen auf etwas, das uns vielleicht irritiert, und die Konzepte machen es begreifbar. Sie liegen auf einer anderen Ebene als das, was wir beobachten – sonst bräuchten wir sie nicht und eine ausschließlich deskriptive Beobachtungssprache würde der Wissenschaft genügen.

Nun kann man Konzepte und ihre Nützlichkeit auf unterschiedliche Weise überprüfen. Zur Schwerkraft und ihrer Wirkung kann ich mir ein Experiment überlegen und angeben, unter welchen Bedingungen bezüglich dessen Ausgangs ich mein Gesetz verändern müsste, wann es also in seiner Gültigkeit (teilweise) widerlegt wäre. Die Prüfung psychoanalytischer Konzepte geschieht auf eine etwas andere Weise, nämlich zum einen angesichts der Einzelfallorientierung, welche die Psychoanalyse im klinischen Zugang wählt. Selbstverständlich werden auch in der psychoanalytischen/psychodynamischen Psychotherapieforschung große Fallzahlen in Untersuchungen einbezogen, aber gerade in der Entwicklung der psychoanalytischen Theorie liegt der Schritt der Verallgemeinerung auf der Ebene der Konzeptbildung und nicht (direkt) auf der Ebene der Vorhersagbarkeit. Damit ist gemeint, dass sich aus dem Einzelfall auch in der Psychoanalyse etwas entwickeln lassen soll, das über diesen Einzelfall hinausgeht – hier allerdings die Konzeptbildung und nicht die Prognose, dass genügend ähnliche Fälle in derselben Weise verlaufen werden. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass die Psychoanalyse so ganz anders wäre als alle anderen, solch eine Herangehensweise an Einzelfallforschung oder Konzeptbildung lässt sich mit anderen methodischen Zugängen verbinden, was zum Beispiel in der empirischen Psychotherapieforschung der Fall ist.

Unter dieser Perspektive auf Konzeptbildung wurde auf das Trieb-Konzept geblickt (Storck, 2018a). »Trieb« sollte als psychosomatisches und sozialisatorisches Konzept verstanden werden, statt als ethologisches oder biologisches. Mit dem Psychosomatischen ist gemeint, dass das Triebkonzept als der Versuch einer psychoanalytischen Antwort auf das Leib-Seele-Problem zu sehen ist. In Freuds Verständnis ist das, was

konzeptuell unter »Trieb« firmiert, dafür zuständig, dass wir uns etwas vorstellen können, in ihm ist konzeptualisiert, wie sich Erregung dem psychischen Erleben vermittelt: Was erleben wir von unserer Physiologie, von vegetativen Prozessen, von Berührungserfahrungen? Mit den Berührungserfahrungen ist zudem bereits das Sozialisatorische des Triebes angesprochen: »Triebhaftes« hat natürlich mit Anatomie und somit auch mit unserer biologischen Ausstattung zu tun, aber in erster Linie wird darin auf Phänomene Bezug genommen, die in Interaktionen gründen. Das bedeutet, Berührung durch eine andere Person fühlt sich auf eine bestimmte Art und Weise an und das Triebkonzept versucht, etwas darüber zu sagen, warum wir etwas davon psychisch erleben, warum wir nicht auf der Ebene von Körperlichkeit stehen bleiben, sondern etwas als lustvoll oder unlustvoll *erleben* können. Vorgänge, welche die Psychoanalyse als triebhaft bezeichnet, gründen immer in zwischenleiblicher Interaktion und somit in Beziehungen.

Der konzeptuelle Gedanke, dass der Trieb physiologische Erregung dem Erleben vermittelt, hat dazu geführt, die psychoanalytische Triebtheorie als eine *allgemeine* Motivationstheorie zu kennzeichnen. Sie beschreibt nicht spezielle Motive, auch wenn es in Darstellungen der Triebtheorie manchmal so scheint, etwa dergestalt, dass aus psychoanalytischer Sicht hinter jedem Gedanken oder Gefühl ein sexuelles Motiv stecken würde. Die Triebtheorie ist jedoch insofern eine Theorie der allgemeinen Motivation, als in ihr gefasst ist, warum wir überhaupt psychische Erlebnisse oder Repräsentationen haben können. In diesem Sinn kann auch, mit Freud über Freud hinausgehend, von einer monistischen Konzeption des Triebes gesprochen werden: Statt von einem Triebdualismus, einer Gegenüberstellung zweier Triebarten zu sprechen, wäre es geeigneter, Trieb als eine ins Psychische drängende Kraft zu begreifen, wobei Erlebnisqualitäten erst auf einer nächsten Ebene hinzutreten. Die *spezielle* Theorie der Motivation ist in der psychoanalytischen Konfliktkonzeption zu sehen (Storck, 2018b). Mit der Abwendung von einer dualistischen Konzeption des Triebes ist nun allerdings nicht gemeint, Triebhaftigkeit als etwas Harmonisches oder Einheitliches zu sehen. Freuds Annahme von etwas Partialem am Trieb behält Gültigkeit. Er beschreibt gerade in der kindlichen, also der prägenitalen Sexualität unterschiedliche Arten von Lust- und Unlusterfahrungen in

der oralen, analen oder phallisch-ödipalen Phase. Es geht ihm dabei um eine Beschreibung verschiedener Körperebereiche und Lust- und Befriedigungserfahrungen, die in den ersten Lebensjahren noch nicht unter einem großen Ganzen vereinheitlicht sind.

In der Auseinandersetzung mit dem psychoanalytischen Verständnis ist besonders wichtig, die erweiterte Auffassung von Sexualität zu beachten, erst dann ist die Rede von einer kindlichen/infantilen Sexualität plausibel und gewinnt ihre argumentative Stärke. In den ersten Lebensjahren wünschen sich Kinder – außer im Fall überaus gravierender Entwicklungsbelastungen! – *nicht* genitalen Verkehr mit den Eltern, sondern zärtliche Nähe zu ihnen. Im Rahmen des erweiterten Begriffs von Sexualität in der Psychoanalyse lässt sich beschreiben, warum frühe Berührungserfahrungen, beispielsweise der Stillvorgang, sexuelle Erfahrungen sind, nämlich insofern sie mit Lust und u. U. auch mit Unlust zu tun haben. Das ist mit infantiler Psychosexualität in der Psychoanalyse gemeint: »prägenitale« Lust als Organisatorin psychischer Strukturen. In diesem Zusammenhang habe ich ferner den Vorschlag gemacht, die berühmt-berüchtigten psychosexuellen Entwicklungsphasen in der Psychoanalyse nicht nur *konkret* körpernah zu verstehen. Darin hat die orale Phase damit zu tun, dass erste Laute gebildet werden, dass man Bauklötze und alles andere in den Mund steckt, um die Welt zu erkunden. In der weiteren psychischen Entwicklung meint Oralität allerdings eher etwas, das sich in einer *thematischen* Auffassung beschreiben lässt. Eine »orale Fixierung« bei erwachsenen Menschen meint ja nicht, dass jemand sich alles Neue, was er in der Welt findet, in den Mund steckt und prüft, wie es schmeckt oder sich im Mund anfühlt, sondern es dreht sich eher um ein Thema von Oralität, also von Versorgung: Was brauche ich, wieviel brauche ich davon und von wem, kann ich davon genug bekommen? Diese thematische Lesart gründet sich auf der frühen körpernahen Ebene von Oralität. Ähnliches lässt sich für die anderen psychosexuellen Entwicklungsphasen darstellen.

Bezogen auf die psychoanalytische Konflikttheorie ist es um das Verhältnis von Lust und Erregung zueinander gegangen, um das Verhältnis zwischen Absinken und Ansteigen einer Reizintensität. Bei absinkender Intensität erleben wir Lust, bei ansteigender Intensität Erregung. Dieser Antagonismus aus Lust und Erregung liefert die Grundlage der psycho-

analytischen Konflikttheorie, er zeigt die allgemeine Konflikthaftigkeit der menschlichen Psyche, nicht zuletzt deshalb, weil sich in frühen Interaktionen Momente zeigen, in denen dieselbe Interaktion lustvoll/befriedigende *und* stimulierende Wirkung hat. Ein zweites wichtiges Moment des Konflikthaften betrifft die Vereinbarkeit der Gefühle von Liebe und Hass oder von Wünschen nach Trennung und Verbindung in nahen Beziehungen. Ein großer Bereich psychoanalytischer Konflikttheorie ist außerdem in der Konzeption ödipaler Konflikte beschrieben. Dabei ist der Hinweis wichtig, dass es sich hier in einer zeitgenössischen Lesart (Storck, 2018b) um Überlegungen dazu handelt, wie die Auseinandersetzung mit Generationen- und Geschlechtsunterschieden sowie der unausweichlichen Erfahrung, aus Beziehungen auch passager und relativ ausgeschlossen sein zu können, als ein Entwicklungsmotor für das Psychische fungiert (in erster Linie im Hinblick auf Symbolisierung und die psychische Toleranz von Trennung und Getrenntheit).

Im dritten Teil der Buchreihe schließlich ist es um das dynamisch Unbewusste gegangen (Storck, 2019b). In Auseinandersetzung mit verschiedenen Entwicklungslinien, die sich über die psychoanalytischen Schulrichtungen zeigen, hat sich der Vorschlag ergeben, das dynamisch Unbewusste in der Psychoanalyse als ein *Verhältnis* innerhalb der Vorstellungswelt zu verstehen, ein Verhältnis der Vorstellungen (und Affekte) zueinander, das bestehen oder unterbrochen sein kann. Dabei handelt es sich um ein Argument gegen die Annahme psychischer Örtlichkeiten und Verortung psychischer Instanzen oder Prozesse. Das Entscheidende ist das Verhältnis von bewussten zu unbewussten Prozessen oder zugänglichen und nicht zugänglichen Elementen unserer Vorstellungswelt. »Unbewusst« ist dann etwas, das sich zwischen den Vorstellungen zeigt, Verbindungen die erlebbar sind oder es nicht sind.

Der bisherige Gang der Darstellung hat die Frage berührt, aber noch nicht genauer behandelt, wie genau das Drängende des Triebes, das Spannungsreiche psychischer Konflikthaftigkeit oder die Verhältnishaf-
tigkeit der Vorstellungen im Sinne eines dynamisch Unbewussten in eine Repräsentation von Beziehung, Selbst und Anderem führt. Hier schließt der vorliegende Band an. Dazu werde ich zunächst Freuds Bemerkungen nachzeichnen, in denen es um Internalisierungsprozesse im Sinne der Aufrichtung des Objekts im Psychischen geht (im Anschluss

an die Arbeit *Trauer und Melancholie*) (► Kap. 2) und ferner um die Grundzüge einer Symbolisierungstheorie, wie sie in Freuds *Jenseits des Lustprinzips* und *Die Verneinung* angelegt ist. Ich werde ausgewählte weitere psychoanalytische Symbolisierungstheorien (Klein, Lorenzer, Lacan) vorstellen (► Kap. 3). Im Anschluss daran werde ich einige psychoanalytische Objektbeziehungstheorien erörtern (Fairbairn, Winnicott, Jacobson, Balint) sowie auf die mögliche »Pathologie« der Objektwelt am Beispiel des Ansatzes Kernbergs eingehen (► Kap. 4). Schließlich geht es um die Arbeit »mit« Objektrepräsentanzen in psychoanalytischen Behandlungen (► Kap. 5) und – anschließend an eine Darstellung des Ansatzes von Sandler – um einen vergleichenden Blick auf die Kognitionspsychologie und andere psychotherapeutische Verfahren (► Kap. 6). Ich schließe mit einem Ausblick auf diejenigen weiteren Fragen, die sich aus dem Gang der Argumentation ergeben haben werden.

2 Freuds Theorie einer inneren Welt der Beziehungen

In der Auseinandersetzung in den vorangegangenen Bänden war der Begriff des »Objekts« im Freudschen Sinn im Rahmen der Triebtheorie aufgetaucht, als eines der vier Elemente des Triebes, neben Drang, Quelle und Ziel (Freud, 1915c, S. 214ff.). »Objekt« meint also zunächst einmal »Triebobjekt«, aus diesem Grund spricht man in der Psychoanalyse auch von personalen Elementen der Vorstellungswelt als Objekten, also Objekten triebhafter Besetzung bzw. Objekten der Vorstellungswelt. Das löst eine Irritation auf, die leicht entsteht, wenn in der Psychoanalyse Sätze wie »Der Patient hat feindselige Objekte« o.ä. fallen, damit sind also nicht Gegenstände gemeint, an denen er sich leicht verletzen kann, sondern die innere Repräsentation anderer Menschen in sogenannten Objektrepräsentanzen. Daher geben auch Laplanche und PONTALIS (1967, S. 341) den Hinweis: »Es ist bekannt, daß eine Person, soweit die Triebe auf sie gerichtet sind, als Objekt bezeichnet wird; es liegt nichts Negatives darin, nichts, aus dem sich ergäbe, daß der Person die Qualität als Subjekt verweigert wird.«

Das Triebobjekt ist bei Freud (1915c, S. 215) »das variabelste am Trieb«. In gängiger Lesart soll damit darauf verwiesen werden, dass Triebenergie verschiebbar ist, und dies vor allem »zwischen« verschiedenen Objekten, die jeweils besetzt werden können (das zeigt sich etwa im Traum). Es lässt sich allerdings auch argumentieren, dass das Objekt dasjenige Element des Triebes ist, das am stärksten von der Erfahrung abhängig und insofern der variabelste Teil der menschlichen »Triebausstattung« ist, anders zum Beispiel als die Triebquelle, die viel stärker mit Anatomie zu tun hat, mit körperlichen Gegebenheiten (vgl. zur Rolle des Objekts in der Sexualität auch Blass, 2016). Im Zusammenhang der Triebtheorie taucht der Terminus »Objekt« außerdem noch in

etwas anderer Verwendung bei Laplanche (1984, S. 143) auf, wenn dieser vom »Quell-Objekt« des Triebs spricht: »Der Trieb [...] ist die Wirkung der konstanten Erregung, die die verdrängten Sach-Vorstellungen, die man als Quell-Objekte des Triebes bezeichnen kann, auf das Individuum und auf das Ich ausüben. Was die Beziehungen des Triebes zum Körper und zu den erogenen Zonen betrifft, so würde man fehlgehen, sie vom Körper her zu verstehen; sie sind die Wirkung der verdrängten Quell-Objekte auf den Körper, und zwar über und durch das Ich«. Laplanche verbindet hier zwei Elemente des Freud'schen Triebverständnisses: Quelle und Objekt, indem er darauf hinweist, dass sich die Triebquelle über Objektvorstellungen konstituiert: Etwas kann, zumindest in diesem Verständnis, nur dann zum körperlichen »Ort« werden, an dem Erregung ins Erleben drängt, wenn es Fantasien dazu gibt.

Eine der unklarsten Fragen in der psychoanalytischen Auseinandersetzung mit Objekten besteht darin, ob (und wann) das Konzept ein »inneres« Objekt der Vorstellungswelt meint oder ein »äußeres« Objekt, also eine konkrete andere Person, mit der jemand gerade interagiert. Ein Beispiel soll das erläutern.

In der TV-Serie *Wilfred* (in der US-amerikanischen Version, nach einem australischen Vorbild) geht es um das Leben von Ryan, einem jungen Mann mit einer Reihe inneren und äußeren Konflikten, der zu Beginn der Pilotfolge (»Happiness«, 2011) seinem Leben ein Ende setzen will. Er leidet an depressiven Zuständen und hat sich von seiner Schwester, einer Ärztin, Medikamente besorgen lassen, von denen er sich nun eine Überdosis verabreicht. Da es sich aber nicht um die Tabletten handelt, die er einzunehmen meinte, sondern einen Placebo, überlebt er und am nächsten Morgen klingelt seine Nachbarin Jenna an der Tür, um ihn zu bitten, auf ihren Hund Wilfred aufzupassen, während sie zur Arbeit fährt. Ryan sieht, anders als alle anderen, Wilfred nicht als Hund, sondern als einen Mann im Hundekostüm – und kann sich auch mit ihm unterhalten. Wilfred verkörpert dabei das, was Ryan wenig zur Verfügung steht bzw. wenig in sein unsicheres und zweifelndes Selbstkonzept integriert ist: Wilfred macht sich sofort breit in Ryans Wohnung, verlangt nach

Wasser und DVDs – und beteuert, nicht zu beißen. In einer weiteren Szene gräbt Wilfred (mit einem Spaten) Löcher in Ryans Garten. Er tut es eigenen Angaben zufolge, um seinen Stress angesichts der Abwesenheit Jennas abzubauen. Er und Ryan unterhalten sich und Wilfred sagt schließlich, Ryan sollte aufhören, der Spielball der anderen zu sein und stattdessen mit ihm, Wilfred, Ball spielen gehen. Beide gehen eine Straße entlang (Wilfred raucht, aufrecht gehend, eine Zigarette) und Wilfred sagt Ryan, er wisse, was er letzte Nacht versucht habe, und zitiert einige Zeilen aus dem Abschiedsbrief, den Ryan verfasst hatte. Als Ryan nachfragt, woher Wilfred das wisse, sagt dieser: »Weil ich Du bin!« – löst es allerdings sofort auf und meint, er habe den Brief herumliegen sehen.

Die Serie veranschaulicht gut die Ausgangslage der Auseinandersetzung mit den Objekten. Hier geht es um einen Mann, der in einer emotionalen Krise ist und die Welt anders erlebt als andere sie erleben, hier indem er einen Hund als Mann im Hundekostüm sieht. Wilfred, so kann man anschließen, lässt sich als inneres Objekt in Ryans Welt beschreiben, weil es um Aspekte des Selbst geht, die nur wenig integriert sind, jedoch nichtsdestoweniger zu Ryan gehören und im Verlauf der Serie zunehmend dem Bewusstsein nahe gebracht werden. So etwas wird nicht erst dann thematisch, wenn wir den Nachbarshund als Menschen erleben, sondern auf einer viel grundlegenderen Ebene. Dann geht es um Fragen danach, wie unsere innere Welt organisiert ist, welche Figuren darin auftauchen etc. Das bringt das Konzept des (inneren) Objekts ins Spiel.

Greenberg und Mitchell (1983, S. 9; Übers. TS) geben den folgenden Hinweis: »Psychoanalytische Zugänge zu Objektbeziehungen werden unendlich kompliziert durch die Tatsache, dass die ›Leute‹, über die ein Patient spricht, sich nicht unbedingt in einer Weise verhalten, die ein anderer Beobachter bestätigen würde.« Unsere inneren Bilder, so wird sich zeigen, entstehen aus der Interaktion mit anderen, aber die Art, in der sie psychisch für uns repräsentiert sind, zeigt, dass es *unsere* inneren Bilder sind statt bloße Abbilder. Worüber Einigkeit herrsche sei, dass die inneren Bilder »im Psychischen einen Niederschlag der Beziehun-

gen zu wichtigen Personen im Leben des Individuums [konstituieren]« (a. a. O., S.11; Übers. TS). Natürlich sind unsere inneren Bilder (Objekte) meist sehr eng an die Erfahrungen angebunden, die wir in Interaktion mit anderen gemacht haben. Wir stellen uns die Figuren, denen wir begegnen, nicht als komplett anders vor, aber wir machen uns eben unsere Bilder davon. Meistens sind mit »Objekt« andere Menschen gemeint, aber eben unsere *Repräsentanz* von ihnen. Kernberg etwa schreibt: »Der Begriff ›Objekt‹ in ›Objektbeziehungstheorie‹ müßte genauer ›menschliches Objekt‹ heißen [...] Um den gelegentlichen Mißverständnissen in der psychoanalytischen Literatur entgegenzutreten, denen zufolge die Objektbeziehungstheorie nur zwischenmenschliche Beziehungen erforscht, müssen wir darauf hinweisen, daß [...] sie] sich besonders mit dem intrapsychischen Bereich, den intrapsychischen Strukturen beschäftigt« (Kernberg, 1976, S. 57). Der Bereich der psychischen Repräsentation der nicht-menschlichen Umwelt hingegen ist ein stark vernachlässigter Bereich, es findet sich allerdings eine dezidierte Auseinandersetzung bei Searles (1960).

Ich versuche eine knappe Arbeitsdefinition zu geben, in welcher Weise im Weiteren auf »Objekte« geblickt werden soll. Das berührt die allgemeine Theorie der Entwicklung der inneren Welt, in der ganz allgemein davon gesprochen werden kann, dass Interaktionen mit anderen sich in Beziehungsvorstellungen niederschlagen. Wir können uns natürlich etwas dazu vorstellen, was zwischen uns und anderen geschehen ist (und auch das, was wir nicht »abrufen« können, hat einen Einfluss auf die Struktur unserer inneren Welt!), und das ist die Basis für Erinnerungsprozesse, Fantasie und Denken. Solche Muster von Beziehungsvorstellungen setzen sich zusammen aus Vorstellungen von uns selbst und anderen in (affektiv gefärbten) Interaktionen. Neben dieser »Richtung« (Interaktionen schlagen sich nieder in Beziehungsvorstellungen) lässt sich nun natürlich ebenso auch die andere Richtung beschreiben, nämlich derart, dass Beziehungsvorstellungen unsere Interaktionen färben. Wir erleben die Welt, und insbesondere die Welt der Beziehungen, auf eine bestimmte Weise, die damit zu tun hat, welche Erfahrungen wir gemacht haben und welche Vorstellungen von Beziehung uns leitet. Eine wichtige Folgerung daraus ist, dass Analysanden in psychoanalytischen Behandlungen ein Bild ihrer (inneren) *Objekte* entwerfen, keinen